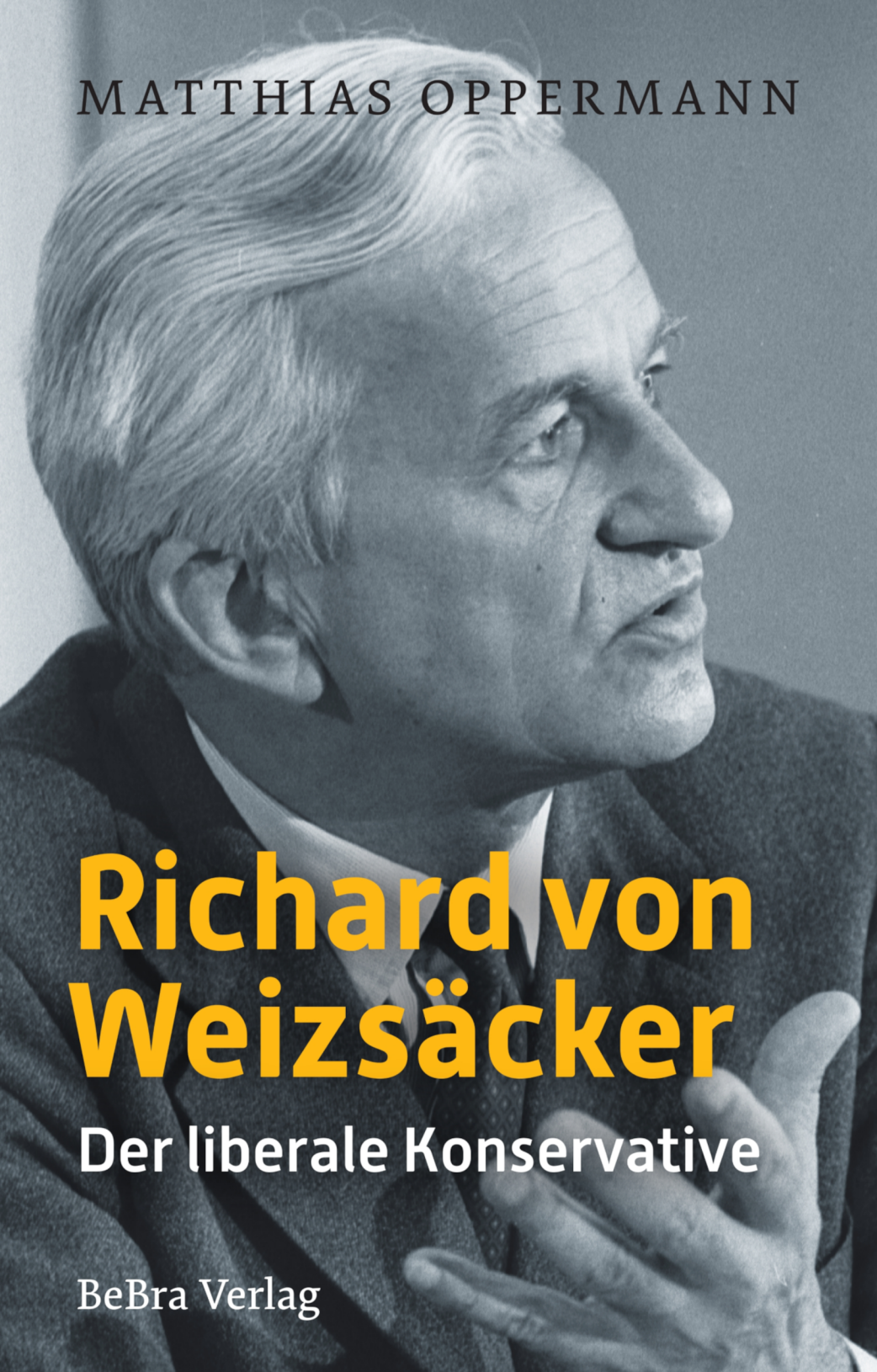


A black and white portrait of Richard von Weizsäcker, an elderly man with white hair, wearing a suit and tie. He is shown from the chest up, looking slightly to the right with a thoughtful expression. His hands are visible at the bottom of the frame, gesturing as if in conversation.

MATTHIAS OPPERMANN

Richard von Weizsäcker

Der liberale Konservative

BeBra Verlag



Matthias Oppermann

Richard von Weizsäcker

Der liberale Konservative

BeBra Verlag

Meine politischen Anschauungen – allerdings zu allen Zeiten etwas wackliger Natur – haben sich meist mit dem Nationalliberalismus gedeckt, trotzdem ich zu demselben, wie schon an anderer Stelle ausgeführt, niemals in rechte Beziehung getreten bin. Also eigentlich nationalliberal.

Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig (1898)

Konservatismus ist – das kann nicht laut genug betont werden – nicht identisch mit Rückschritt, nicht identisch mit Verneinung des Fortschritts, im Gegenteil: der Konservatismus ist, weil er als aristokratische Weltanschauung den Tüchtigsten die Bahn frei macht, identisch mit Fortschritt und immer stärkerer Höherführung des Lebens.

Adolf Grabowsky, Der Kulturkonservatismus und die Reichstagswahlen (1912)

*Wenn es dein geist von selbst nicht finde
So wird es dir am tage licht
Wo einen ich des eids entbinde
Der vom befreiungstag dir spricht.*

*Bleibt mein zweifel ein erkühnen:
Kurze frist – bis er sich kläre ..
Viel besitz ich ihn zu sühnen
Nichts ist mein was dein nicht wäre.*

Stefan George, Das neue Reich (1928)

INHALT

Einleitung	11
Württemberg	17
Frühe Jahre	17
Aufstieg durch Kirche und Staat	20
Die Welt des Großvaters	23
Erfahrene Geschichte	33
Brüchige Kontinuität	33
Die Rolle des Vaters	35
Vater und Sohn	42
„Drittes Reich“ und Zweiter Weltkrieg	58
Die beschädigte Nation	69
Das Vermächtnis des 20. Juli 1944	70
Die Rede vom 8. Mai 1985	76
Polemik und Zustimmung	88
Reich und Nation	96
„Historikerstreit“	109
Bildungsprotestantismus	119
Religiöse Standortfragen	119
Wie man Kirchentagspräsident wird	125
Kirche und Politik	135
Zunehmende Distanz	144
Liberaler Konservatismus	153
Das nationalliberale Erbe	153
Unentschlossen in der CDU	155
Die Entdeckung des Konservatismus	164
Der Konservative als Erneuerer	169

Verantwortete Freiheit	179
Freiheit durch Gemeinschaft	179
Vom Gehorsam zur Verantwortung	180
Freiheit und sittliche Ordnung	182
Politik der Mitte	185
Ökologische Verantwortung	188
Die Tendenz zur „Beglückungsgesellschaft“	192
Zuwanderungspolitik	198
 Die haltende Kraft des Staates	 205
Demokratisches Staatsbewusstsein	206
Das Elend des Parteienstaates	211
Quälende Erfahrungen und familiäre Prägungen	215
Von Grenzen, Pflichten und Heilmitteln	224
Glückliches England	229
 Geist und Macht	 235
Denker im Nebenberuf	235
Geistig-politische Führung	238
Regierender Bürgermeister	244
Bundespräsident	255
Im Gespräch mit dem Geist	259
Im Gespräch mit der Macht	265
 Nationale Realpolitik	 277
Entscheidung für die Wirklichkeit	278
Vernunftatlantiker	287
Ost- und Deutschlandpolitiker	299
Die Einheit der Nation	310
Wiedervereinigung	317
Neue Weltordnung	323

Preußen	329
Von Württemberg nach Preußen	330
Was Preußen bedeutet	333
Das bessere Deutschland	344
Preußen und die innere Einheit	349
Nachwort	357
Anhang	363
Abkürzungen	365
Anmerkungen	367
Quellen und Literatur	413
Bildnachweis	435
Personenregister	436
Dank	446
Der Autor	447

EINLEITUNG

Unterschiedlicher hätten die beiden Männer nicht sein können, die am 5. Dezember 1983 in der Talkshow *Leute* des Senders Freies Berlin aufeinandertrafen. Der eine von ihnen, langhaarig, fast zahnlos und von Drogen gezeichnet, war der Kabarettist Wolfgang Neuss, der andere der Regierende Bürgermeister von Berlin, Richard von Weizsäcker, eine nicht nur aus heutiger Perspektive aristokratische Erscheinung. Zwei „Persönlichkeiten“, wie der Journalist Jürgen Engert am nächsten Tag im SFB-Mittagskommentar sagte, die wüssten, dass „sie durch Welten voneinander geschieden“ seien, die aber gerade deshalb den jeweils anderen respektierten.¹

Dem Konzept der Sendung entsprechend, saß immer nur ein Gast mit den Moderatoren Gisela Marx und Wolfgang Menge auf der Bühne. Neuss kam früher an die Reihe, und als Weizsäcker befragt wurde, hatte der Kabarettist schon am Rande der Bühne inmitten des Publikums Platz genommen. Doch auch jetzt wollte Neuss nicht schweigen. An die ihn umgebenden Zuschauer gewandt, redete er sich in Rage: „Habt ihr schon mal ’nen intellektuellen Politiker, behaltet ihn! Ihr Idioten! Ihr Idioten! So was habt ihr doch nicht. Guckt euch doch mal die andern an!“ Das Publikum solle „den Richie“ endlich ernst nehmen. „Richie“ – so nannten die Berliner ihren Regierenden Bürgermeister.

Neuss griff mit seinem Zwischenruf die Stimmung der West-Berliner Stadtgesellschaft auf. Was er dem Publikum vorwarf, stimmte nämlich nicht. Die Berliner wollten Weizsäcker behalten und ihn nicht als Bundespräsidenten nach Bonn ziehen lassen. Mit einem präsidialen, ausgleichenden Stil, hinter dem sich harte Sachpolitik verbarg, hatte sich Weizsäcker in gerade einmal zweieinhalb Jahren eine erstaunliche Popularität erworben. Nur zwei Tage zuvor hatte er Neuss telegrafisch zum 60. Geburtstag gratuliert und ihn als Garanten für den Berliner „Standortvorteil bei der Mundwerks-

bildung“ gelobt.² Nun saßen beide gemeinsam in einer Sendung, die anscheinend keine Regieanweisungen kannte. Neuss ließ offen, ob er als Kabarettist oder im Ernst sprach, das Publikum amüsierte sich, und Weizsäcker blieb gelassen. Inmitten des Tohuwabohu sagte er nonchalant: „Ich bin gar kein Intellektueller.“

Das war mehr als Understatement. Ein Intellektueller im eigentlichen, französischen Sinne des Wortes wollte Weizsäcker tatsächlich nicht sein, kein Schriftsteller oder eine andere geistig tätige Person, die sich berufen fühlt, den Politikern zu sagen, was sie tun sollen. Als Neuss später in den Raum rief, der ältere Bruder des Regierenden Bürgermeisters, der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker, sei „der eigentliche Intellektuelle in der Familie“, wiederholte Weizsäcker was er schon gesagt hatte, nur etwas deutlicher und im Berliner Tonfall: „Ich bin ja gar kein Intellektueller. Hab’ ich auch nie behauptet.“³

Zum Vergleich mit seinem Bruder äußerte er sich nicht. Sein Verhältnis zu Carl Friedrich war von Respekt geprägt, aber kompliziert. Als CDU-Bundestagsabgeordneter stimmte Richard von Weizsäcker 1972 für das konstruktive Misstrauensvotum, das seine Fraktion gegen Bundeskanzler Willy Brandt angestrengt hatte, obwohl er dieses Verfahren für nicht glücklich hielt. Zum Missfallen seines Bruders beugte er sich dem Willen der Fraktionsmehrheit.⁴ Was denn Carl Friedrich dazu gesagt habe, fragte ihn Ulrich Wickert 1999 im Fernsehender *Phoenix*. Der sei doch ein erklärter Anhänger Brandts gewesen. Richtig, sagte Weizsäcker, und fügte nun hinzu, was er 1983 im SFB für sich behalten hatte: „Bloß, wie das so für weise Intellektuelle ist, die können sich ihrer eigenen politischen Überzeugung ganz allein widmen, ohne sie dann in den Bindungen und Schwierigkeiten des politischen Alltags vertreten zu müssen.“⁵

Kein Intellektueller also, aber was dann? Nicht nur für Neuss war offensichtlich, dass Weizsäcker ein ungewöhnlicher Politiker war. Er wollte die Politik durchdenken, ihr auf den Grund gehen, aber den Verantwortlichen nicht von der Seitenlinie, im schlimmsten Fall vom Hochsitz der Moral, den richtigen Weg weisen. Er wollte sich nicht auf das Denken beschränken. Die Existenz eines politischen

Philosophen, der ein glückliches Leben am Rande des Geschehens führt, war nicht sein Ideal.

Weizsäcker wollte weder auf das Denken noch auf den Dienst an der öffentlichen Sache verzichten, sondern das eine mit dem anderen verbinden. Das ist ihm nicht immer, aber oft gelungen. Seine Partei hat es ihm nicht leicht gemacht, und er hat ihr nichts geschenkt. In den ersten beiden der vier Phasen, in die sich sein politisches Leben einteilen lässt, hat er mit der CDU, aber auch ohne sie gedacht, manchmal sogar gegen sie. Ein politischer Denker, der als Politiker ein Denker bleiben will, kann nur bedingt ein Parteimann sein.

Die erste Phase begann, als Weizsäcker 1969 über die Landesliste der rheinland-pfälzischen CDU in den Bundestag gewählt wurde. Von da an ließ er seine Energie in zwei politische Aufgaben fließen: Zum einen skizzierte er über die kommenden Jahre eine Ost- und Deutschlandpolitik, die sowohl von den Vorstellungen seiner Partei als auch vom Konzept der Neuen Ostpolitik der sozialliberalen Koalition abwich. Zum anderen versuchte er von 1972 bis 1978, die CDU als Leiter ihrer Grundsatzkommission zu einer Partei zu machen, die von intellektuellen Debatten lebte – vergeblich.

In der zweiten Phase übte er sich von 1981 bis 1984 als Regierender Bürgermeister von Berlin in exekutivem Handeln. Dabei reizte ihn die weltpolitische Bedeutung, die das Amt während des Kalten Kriegs hatte, während er zuweilen nur wenig Interesse für die Niederungen der West-Berliner Stadtpolitik aufzubringen vermochte.

Die dritte Phase seines politischen Lebens war die Amtszeit als Bundespräsident von 1984 bis 1994, in der er als moralisch-politische Instanz der deutschen Politik seinem Denken freien Lauf lassen und seine Überzeugungen offiziell vortragen konnte. Das setzte er in der vierten Phase, im Ruhestand, nahtlos fort – in unzähligen Reden, in Ehrenämtern, in Aufsätzen und Büchern.

Es gibt bisher keine Biographie, die versucht, die Frage zu beantworten, was Weizsäcker im Inneren antrieb, noch nicht einmal eine Biographie, die sein Leben zumindest auf breiter Quellengrundlage beschreibt. Das beste Buch über Weizsäcker ist bis heute Martin Weins Geschichte der Familie Weizsäcker, in dem Richard von

Weizsäcker freilich nur ein Kapitel gewidmet ist. Obwohl Wein im Hinblick auf frühere Generationen der Weizsäcker auch unveröffentlichte Quellen einbezog, verzichtete er vollständig auf Anmerkungen und Belege. Im Falle Richard von Weizsäckers konnte das 1988 erschienene Buch zudem nicht mehr als eine erst Standortbestimmung sein.⁶

Aber immerhin: Die später geschriebenen Geschichten der Familie von Ulrich Völklein und Hans-Joachim Noack tragen im Vergleich mit Weins Buch fast nichts zum Verständnis der Person Richard von Weizsäcker bei, Völkleins Arbeit freilich eher noch als Noacks. Auch die vier Biographien, die 2010 zu Weizsäckers 90. Geburtstag erschienen sind, haben die Lücke nicht gefüllt. Als Arbeiten von Journalisten oder, im Fall Friedbert Pflügers, eines Zeitzeugen, geben sie auf unterschiedlicher Grundlage Bekanntes wieder und fügen hier und da eine eigene Interpretation hinzu. Am besten gelingt dies Hermann Rudolph, dessen Buch Weizsäcker im Sinne einer klassischen Lebensbeschreibung durchaus gerecht wird, weil Rudolph einseitige Urteile ebenso vermeidet, wie er dem Versuch widersteht, Weizsäcker als Projektionsfläche zu nutzen.⁷

Gunter Hofmann steht durchaus nicht allein mit dem Bemühen, ein bestimmtes Weizsäcker-Bild herzustellen oder eines zu verteidigen, das entstanden ist, weil oft nur die Hälfte von dem wahrgenommen wurde, was Weizsäcker sagte. Das galt für Freunde und Gegner. Viele haben vieles in ihn hineininterpretiert, weil sie seine Worte nicht ernst nahmen oder weil sie den bei den Deutschen beliebten Politiker für die eigenen Ansichten vereinnahmen wollten – Journalisten zum Beispiel, die von ihm das Bild eines Gewährsmanns ihrer eigenen linksliberalen Vorstellungswelt entwarfen; Parteifreunde, die dasselbe Bild zeichneten, es aber als Vorwurf meinten, weil sie ihm seine Unabhängigkeit nicht verzeihen konnten. Sie unterstellten ihm, illoyal zu sein, weil er als Bundespräsident Parteien, Entscheidungen und Standpunkte kritisierte, die ihm missfielen oder die er für schädlich hielt. Dabei ist übersehen worden, dass er manches Ungeheuerliche schon geäußert hatte, als er noch nicht Bundespräsident war.

In der Tat verfügte Weizsäcker über einen Drang zur persönlichen Unabhängigkeit, der gemeinsam mit der Überzeugung, den richtigen Weg zu kennen, auf Gegner und Freunde zuweilen arrogant wirkte. Aber er bemühte sich doch auch immer, seine Meinung genau, mitunter ausufernd, zu erklären. Er blieb keine Begründung für eine Stellungnahme oder eine Entscheidung schuldig. Hier, bei diesen Erörterungen, bei der Eigenbegründung seines Denkens muss man ansetzen, wenn man dem Phänomen Weizsäcker näherkommen will. Anders gesagt: Man muss ihn beim Wort nehmen. Und man darf nicht vergessen, dass er nur 25 Jahre lang politische Ämter innehatte, dass er davon nur während der knapp drei Jahre als Regierender Bürgermeister von Berlin eine Aufgabe in der Exekutive übernahm.

Eine Weizsäcker-Biographie muss also beim Denken ansetzen, das man nicht als Beiwerk eines tätigen Menschen betrachten darf. Es war der Kern seiner politischen Existenz, seines Lebens überhaupt. Nimmt man es ernst, entsteht ein etwas anderes Bild, zumal wenn man, wie hier erstmals geschehen, seinen schriftlichen Nachlass einbezieht. Dann lässt sich nämlich erkennen, dass sein politisches Denken über die vier aufgezählten Phasen hinweg eine verblüffende Kontinuität aufwies. Durch sein Politikerleben zogen sich einige Leitmotive, die sich in dem Bemühen verdichteten, den Deutschen, ausgehend von einem fortschrittlichen und liberalen Konservatismus, dessen Ursprung zum Teil in seiner Familiengeschichte lag, ein demokratisches Staatsbewusstsein zu vermitteln. Trotz oder gerade wegen seines demokratischen Charakters kam dieses Bewusstsein nicht ohne die Erinnerung an die deutsche Geschichte vor 1933 aus. In seinem Mittelpunkt stand das Ideal einer demokratischen und europäischen Nation.

Wie jeder Mensch irrte Weizsäcker, aber häufiger lag er richtig, erkannte er politische Probleme, die andere nicht sahen. Das hat mit seiner besonderen Rolle als Denker in der Politik zu tun. Noch heute kann man von ihm lernen, wie man im Parteienstaat geistig unabhängig bleibt, wie man es schafft, sich weder von seiner eigenen Partei noch von deren Gegnern vereinnahmen zu lassen. Und noch

heute kann man bei ihm nachlesen, welche Grundlagen eine liberale Demokratie benötigt, um bestehen zu können. Man kann von ihm lernen, wie wichtig der Kompromiss in der Politik ist, dass aber gerade dieser den Streit frei geäußerter Meinungen als Voraussetzung hat. In einer Zeit, in der Parteien sowohl programmatisch als auch im Hinblick auf ihr Personal für viele Bürger nur noch schwer zu unterscheiden sind und die Gegner der freiheitlichen Demokratie parallel zu dieser Entwicklung und gefördert durch sie immer mehr Zustimmung finden, ist Weizsäcker sicher nicht der schlechteste Ratgeber für alle, denen etwas an Freiheit und Demokratie liegt.

WÜRTTEMBERG

Richard von Weizsäcker hat gern über seine schwäbische Herkunft gesprochen, aber ein richtiger Schwabe war er nicht. Als Diplomatensohn hatte er keine Gelegenheit, sich emotional an die Heimat seiner Familie zu binden. Anders als seine älteren Geschwister lernte er auch nicht, Schwäbisch zu sprechen.¹ Man könnte ihn stattdessen einen Württemberger nennen, wenn man das Wort rein politisch auffasst. Denn politisch wirkte das familiäre Erbe stark in ihm, ebenso stark wie in seinen Eltern oder Geschwistern, in gewisser Hinsicht sogar stärker.

Die politische Loyalität der Familie galt bis 1918 nicht nur dem Deutschen Reich, sondern vor allem dem Königreich Württemberg. Das „politische Bewußtsein“ der Württemberger, so Weizsäcker, sei viel stärker von ihren Königen geprägt gewesen als von „den fernen Kaisern“.² Die auf den Ersten Weltkrieg folgende Revolution hatte die Weizsäcker zwar von der Treue zum König entbunden, beseitigte aber nicht die politischen Überzeugungen, die die Familie im Dienst für den württembergischen Staat ausgebildet hatten. Diese Prinzipien waren stark genug, um auch Richard von Weizsäcker zu prägen, obwohl er erst anderthalb Jahre nach dem Beginn der Novemberrevolution geboren wurde.

Frühe Jahre

Weizsäcker war ein Kind der Weimarer Republik, kam aber an einem Ort zur Welt, der auf symbolische Art die alte und die neue Zeit miteinander verband. Als er am 15. April 1920 in einer Mansardenwohnung des Neuen Schlosses in Stuttgart geboren wurde, flatterte, wie man sich in der Familie Weizsäcker erzählte, auf dem Dach die rote Fahne. Die Mansarde war Teil der ehemaligen Dienstwohnung des

königlichen Generaladjutanten Friedrich von Graevenitz, Richard von Weizsäckers Großvater mütterlicherseits.³

Das Schloss, das nach der Abdankung des Königs verstaatlicht worden war, beherbergte aber vor allem das Polizeipräsidium der Stadt Stuttgart und das 1917 gegründete Deutsche Auslands-Institut, das sich der Pflege des „Auslandsdeutchtums“ widmen sollte. Das Institut erhielt seine eigentliche Bedeutung erst durch die Abtretung deutscher Gebiete infolge des Versailler Vertrags.⁴ So erblickte Weizsäcker an einem Ort das Licht der Welt, an dem sich die Brüche, Kontinuitäten und Gegensätze der deutschen, aber auch württembergischen Geschichte dieser Jahre verdichteten, fast so, als habe das Schicksal ihm aufgetragen, sich in seinem Leben mit dieser schwierigen Gemengelage auseinanderzusetzen.

Weizsäckers Eltern bezogen die kleine Mansardenwohnung mit ihren Kindern Carl Friedrich, Adelheid, Heinrich, nachdem sie sich auf abenteuerliche Weise aus Den Haag nach Stuttgart durchgeschlagen hatten. Der Vater, der Marineoffizier Ernst von Weizsäcker, hatte nach der deutschen Kapitulation an der deutschen Botschaft als Marineattaché gedient – eine Tätigkeit, die im März 1920 geendet hatte. Auf der Suche nach einer neuen Beschäftigung entschied er sich gegen einen Wechsel in die Wirtschaft und für den Eintritt ins Auswärtige Amt. Seine erste Auslandsverwendung führte ihn mit seiner Frau und den vier Kindern als Konsul nach Basel.⁵

Noch ehe Richard die Gelegenheit hatte, sich mit der württembergischen Heimat seiner Eltern vertraut zu machen, verließ er sie schon. Nach einer weiteren Auslandsstation, dieses Mal als Gesandtschaftsrat an der deutschen Botschaft in Kopenhagen, wurde Ernst von Weizsäcker ins Auswärtige Amt versetzt und zunächst mit Abrüstungsfragen betraut, bevor er ein Jahr später zum Leiter des Völkerbundreferats befördert wurde. Die Familie bezog eine bescheidene Etagenwohnung im Berliner Ortsteil Wilmersdorf, und für den sieben Jahre alten Richard begannen „sechs prägende, glückerfüllte Jahre“.⁶

Im Sommer 1931 ging Ernst von Weizsäcker als Gesandter nach Oslo, nahm aber nur seine Frau und seine Tochter mit. Carl Fried-



Richard von Weizsäcker (links) mit seiner Mutter Marianne von Weizsäcker, geb. Graevenitz, und den Geschwistern Heinrich, Adelheid und Carl Friedrich, um 1926.

rich studierte in Göttingen Physik, und die Söhne Heinrich und Richard sollten weiter das Wilmersdorfer Bismarck-Gymnasium besuchen. Im April 1933 folgte Richard seinen Eltern nach Oslo, nur

um fünf Monate später mit ihnen nach Bern umzuziehen, wohin der Vater als Gesandter versetzt worden war. Zum Abitur schickten ihn die Eltern 1937 zurück ans Bismarck-Gymnasium nach Berlin, weil er zu jung war, um am Berner Literaturgymnasium seine Matura abzulegen. Im März legte er in Berlin die Reifeprüfung ab.⁷

Was für die Eltern und, mit gewissen Einschränkungen, für die älteren Geschwister Schwaben war, wurde für Richard von Weizsäcker Berlin. Während der Schulzeit in der Reichshauptstadt begann er sogar, „Berlinisch zu sprechen“, um im Konkurrenzkampf der Geschwister bestehen zu können. „Das wurde mein Monopol, meine ‚Identität‘“, sagte er später.⁸ Er fühlte sich zeitlebens als Berliner. Die Heimat seiner Jugend blieb der „gefühlte Mittelpunkt“ seines Lebens.⁹

Doch trotz dieses Stücks Emanzipation von den Eltern und den Geschwistern empfand auch Richard von Weizsäcker die Tiefe der „württembergischen Wurzeln“ seiner Familie. Es waren auch seine Wurzeln, nur eben mehr in geistig-politischer als in kultureller oder gar regionalpatriotischer Hinsicht. Obwohl Weizsäcker in seinen Erinnerungen *Vier Zeiten* die Adjektive „württembergisch“ und „schwäbisch“ austauschbar gebraucht, schreibt er im ersten, dem Großvater gewidmeten Kapitel vor allem über Württemberg als Staat.¹⁰ Das ist naheliegend, weil das Selbstverständnis der Familie wesentlich durch den Dienst an diesem Staat geprägt war. Weizsäckers Mutter stammte aus dem altmärkischen Adelsgeschlecht Graevenitz, dessen württembergischer Zweig seit den napoleonischen Kriegen nachweisbar ist. Dienst für den König war für die Graevenitz⁷ selbstverständlich.¹¹

Aufstieg durch Kirche und Staat

Noch wichtiger war der Dienst am Staat indessen für die väterliche Familie. Denn ihm verdankten die Weizsäckers ihren sozialen Aufstieg im 19. Jahrhundert. Nicht durch Geschäftstüchtigkeit kamen sie voran – eine Familie des Besitzbürgertums waren sie nicht –,

sondern durch die von Kirche und Staat gebotenen Möglichkeiten, Bildung zu erwerben und zu nutzen. Dabei legten sie einen weiten Weg zurück, geographisch und gesellschaftlich. Der Aufstieg vollzog sich durch Leistung und in Etappen, was das Selbstverständnis der Familie prägen und den Politiker Richard von Weizsäcker beeinflussen sollte.

Ursprünglich waren die Weizsäckers gar keine Schwaben. Die Anfänge der Familie liegen im fränkischen Hohenlohe, das im Juli 1806 in der Rheinbundakte dem Königreich Württemberg zugesprochen wurde. König Friedrich I. verdankte seinem Bündnis mit Napoleon nicht nur das Hohenloher Land und andere Gebiete, sondern auch seinen Titel. Bis 1803 war Württemberg ein Herzogtum des Heiligen Römischen Reichs, wurde mit dem Reichsdeputationshauptschluss Kurfürstentum und schließlich im Januar 1806 Königreich.

Weizsäcker schreibt in seinen Erinnerungen über Württemberg, es handele sich um „eine parzellierte, vielfältige, oft etwas enge Landschaft, die den neugierigen Drang in die Welt fördert, ohne daß er die Heimatliebe lockern würde“. Die Württemberger seien „eher bewahrend als umstürzlerisch“ und neigten „nicht zu extremen Ausschlägen“.¹² So schreibt ein Konservativer, der das eigene Temperament mit landsmannschaftlichen Eigenschaften erklären will.

Als das ländlich geprägte Württemberg zum Königreich wurde, hatten die Weizsäckers längst den Weg des sozialen Aufstiegs eingeschlagen. Mehr als 160 Jahre lang hatten sie in der Nähe der Hohenloher Residenzstadt Öhringen das Müllerhandwerk betrieben. Gottlieb Jacob Weizsäcker, ein Sohn des vorletzten Müllers und der Begründer der Öhringer Linie der Familie, ließ die Mühle hinter sich, als er 1770 zum Mundkoch des Fürsten von Hohenlohe-Oehringen ernannt wurde. Durch diese Tätigkeit band er das Schicksal seiner Familie an das Haus Hohenlohe-Oehringen, was sich für seinen begabten Sohn Christian Ludwig Friedrich nach dem Tod des Vaters auszahlen sollte. Mit einem Stipendium des Fürsten konnte er das Gymnasium in Öhringen besuchen und evangelische Theo-

logie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen studieren. Er änderte die Schreibweise des Familiennamens in Weizsäcker und stellte sich 1807 dem nun in Öhringen herrschenden Haus Württemberg zur Verfügung.

Christian Ludwig Friedrich Weizsäcker brachte es bis zum Stiftsprediger in Öhringen, starb aber im Januar 1831 mit nur 46 Jahren. Das war einer der Momente, in denen galt, was Richard von Weizsäcker in seinen Erinnerungen über den gesellschaftlichen Aufstieg der Familie schreibt: Als bildungsbürgerliche Familie, die die Weizsäckers mit Christian Ludwig Friedrich Weizsäcker geworden waren, konnte sie sich nicht auf vererbbares Eigentum stützen, sondern jede Generation musste sich selbst auszeichnen.¹³ Freilich bedurfte es dafür nicht nur passender Gelegenheiten und eines gewissen Geschicks der Handelnden, sondern auch tragfähiger Verbindungen, die von Generation zu Generation genutzt und erweitert werden konnten. Vom sozialen Abstieg bedroht, gelang es Sophie Weizsäcker, der Witwe des Stiftspredigers, den beiden überlebenden ihrer drei Söhne die Gymnasialbildung und das Studium zu ermöglichen. Durch das Elternhaus war ihnen das Theologiestudium vorgezeichnet.

Beide Söhne studierten in Tübingen, doch der 1828 geborene Julius wandte sich bald dem Studium der Geschichte zu. Nicht nur der Theologie wurde Julius Weizsäcker untreu, sondern auch dem Hause Württemberg, dem er doch so viel zu verdanken hatte – das allerdings nur vorübergehend. Hatte er sich in jungen Jahren zum Demokraten und Republikaner entwickelt, so wandelte er sich während der Revolution von 1848/49 zum gemäßigten Liberalen, der nicht nur ein Anhänger der württembergischen Monarchie war, sondern sich auch vehement für die Reichseinigung durch Preußen einsetzte. Er hatte Professuren an sechs Universitäten inne und beschloss seine Laufbahn an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.¹⁴

Sein älterer Bruder, der 1822 geborene Carl Heinrich Weizsäcker, der uns hier als Urgroßvater Richard von Weizsäckers vor allem interessiert, zeigte eine stetigere Entwicklung. Er machte weder den Umweg über den demokratischen Radikalismus, noch wechselte er das Studienfach. Er war der eigentliche Begründer der in der Familie

verwurzelten Vorstellung von der Pflicht zum Dienst am Staat, bei der natürlich auch eine große Portion Eigennutz mitschwang. Carl Heinrich wusste, wem er sein Studium, den Aufstieg in der Kirche bis zum Oberkonsistorialrat und den Ruf auf den Tübinger Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte im Jahr 1861 verdankte. Er hatte sich für die Professur empfohlen, weil er sich in seiner Zeit als Landpfarrer auf der Hohenloher Ebene und später als Hofkaplan beim württembergischen König Wilhelm I. zu einem Vertreter der damals so genannten Vermittlungstheologie entwickelt hatte.¹⁵

Die Vermittlungstheologie war ein Mittelweg zwischen den beiden Schulen der evangelischen Theologie, die die Tübinger Fakultät seit dem frühen 19. Jahrhundert dominierten, zwischen den konservativen Supranaturalisten und den liberalen Rationalisten. Eigentlich stand Carl Heinrich Weizsäcker aufseiten der liberalen Theologen, aber er war klug genug, für eine ausgleichende Linie zu werben.¹⁶ Auf ihn geht die kulturprotestantische Prägung der Familie Weizsäcker zurück. Die Mischung aus konservativen und liberalen Überzeugungen, die ihn als Theologen auszeichneten, vertrat er auch in der Politik.

So gründete er 1866 mit einigen Gleichgesinnten den Tübinger Ortsverband der nationalliberalen Deutschen Partei, die ein paar Tage zuvor in Stuttgart ins Leben gerufen worden war. Schon zuvor hatte er sich wie sein Bruder zum Ziel der Reichseinigung durch Preußen bekannt, das auch die Deutsche Partei verfolgte. 1871 waren die Brüder politisch am Ziel. Auch persönlich waren sie weit gekommen. Das gilt vor allem für Carl Heinrich, der bereits 1861 nach dem Ruf auf seine Professur in den persönlichen Adelsstand erhoben worden war. 1890 wurde er zum Kanzler der Eberhard-Karls-Universität ernannt.¹⁷

Die Welt des Großvaters

Carl Heinrichs Sohn Karl Hugo gelang es schließlich, die Spitze des württembergischen Staatsdienstes zu erklimmen. 1853 geboren,

sehnte auch er sich nach dem Nationalstaat. Wie sein Vater und sein Onkel setzte er seinen Hoffnungen in Preußen. 1870 meldete er sich freiwillig zur württembergischen Armee, um im Krieg gegen Frankreich seinen Beitrag zur nationalen Sache zu leisten.¹⁸

Nach dem Krieg studierte der junge Fähnrich außer Dienst in Tübingen Jura, legte beide Staatsexamina mit sehr gutem Erfolg ab und wurde 1879 an der Eberhard-Karls-Universität promoviert. Nach einigen Jahren als Amtsrichter in Stuttgart trat er 1883 als Beamter ins Justizministerium ein, wo er es bis 1897 zum Ministerialdirektor brachte, eine Position, die mit dem persönlichen Adel verbunden war. Karl von Weizsäcker, wie er sich jetzt nennen durfte, verdankte diesen Aufstieg zum einen Begabung, Disziplin und Fleiß, zum anderen aber auch seiner über jeden Zweifel erhabenen Loyalität gegenüber der Monarchie. Regieren sollten aus seiner Sicht der König sowie unparteiische Minister und Beamte, keine Politiker, schon gar keine Parteipolitiker, die er für korrupt und inkompetent hielt.

Das hinderte ihn allerdings nicht daran, sich wie sein Vater der Deutschen Partei anzuschließen, deren Prinzipien er teilte. Auch als Parteimitglied blieb er der Ansicht, dass der Landtag über das Budgetrecht und die Beteiligung an der Gesetzgebung hinaus keine Kompetenzen haben sollte. Ein Demokrat war Karl von Weizsäcker nicht, nicht einmal ein Anhänger des Parlamentarismus, aber ein Verteidiger der württembergischen Verfassung von 1819, mit der eine Hauptforderung des Frühliberalismus, die Gewaltenteilung im Sinne Montesquieus, umgesetzt worden war. Die zentrale Position hatte in dieser Verfassung jedoch der König, und Karl von Weizsäcker sah keinen Grund, daran etwas zu ändern. Eine weitergehende Parlamentarisierung oder gar Demokratisierung lehnte er ab.¹⁹

„Mit Leib und Seele Reaktionär“ war er jedoch auch nicht.²⁰ Mit dieser Selbstbeschreibung wollte er 1895 lediglich bei einem Kongress in Paris einen französischen Politiker, der neben ihm saß, zum Schweigen bringen, der unentwegt bekannte, Anarchist zu sein. Am besten lässt er sich als Vertreter eines „Beamtenliberalismus“ bezeichnen, wie er mit Blick auf das Deutschland und vor allem das Preußen der napoleonischen Zeit beschrieben worden ist, also eines Stand-

punkts, der liberale Reformvorstellungen mit der Befürwortung eines rationalen, aber nicht demokratischen Staates verband.²¹ Trotz des Verfassungsfortschritts, den Württemberg schon früh gemacht hatte, wirkte dieses Denken in Karl von Weizsäcker nach und nahm eine zunehmend konservative Färbung an. Die Nationalliberalen, man darf es nicht vergessen, spielten in Süd- und Westdeutschland, wo die preußisch geprägten konservativen Parteien nicht Fuß fassen konnten, auch die Rolle von „Ersatz-Konservativen“.²² In seinen persönlichen Anschauungen liberal, aber mit einem konservativen Staatsverständnis ausgestattet, kann Weizsäcker deshalb als Exponent eines nichtdemokratischen, bürokratischen, aber liberalen Konservatismus gelten.

Als der König ihn im Frühjahr 1900 zum Chef des Kulturdepartements und damit zum Minister ernannte, trat er aus der Deutschen Partei aus. Grund dafür war keine Distanzierung von den Zielen der Partei, sondern die Auffassung, dass ein Ministeramt und die Zugehörigkeit zu einer Partei unvereinbar seien. Das war nicht nur Weizäckers persönliche Überzeugung, sondern entsprach auch der württembergischen Tradition. Seine eher institutionelle als ideelle Distanz zu Parteien gehört zu dem Erbe, das Karl von Weizsäcker seinem Enkel Richard hinterließ. Darauf werden wir noch zurückkommen.²³

Tatsächlich hat der Großvater das Politik- und Staatsverständnis des Enkels stärker geprägt als jedes andere der älteren Familienmitglieder. Zwar konnte Richard von Weizsäcker seinen Großvater kaum noch kennenlernen, denn Karl von Weizsäcker starb, als Richard noch nicht ganz sechs Jahre alt war. Aber der Großvater hinterließ auch bei seinem jüngsten Enkel „einen unauslöschbaren Eindruck“, der gewiss durch Erzählungen in der Familie verstärkt wurde. Karl von Weizsäcker galt bei den Seinen als „ein kluger, liberaler Mann“ mit festen Grundsätzen und Überzeugungen.²⁴ Richard von Weizsäcker erinnerte sich selbst „an seinen kleinen Wuchs und seinen spitzen Bauch, seine rasche und scharfe Zunge, seinen Witz und sein Wohlwollen“. Sein Großvater habe als „klug, diplomatisch geschickt und temperamentvoll“ gegolten, „bald sarkastisch, bald liebenswürdig, von ausgeprägtem Selbstbewusstsein und einem

meist zurückgehaltenen, aber strengen Urteil“.²⁵ Weggefährten und Mitarbeiter Richard von Weizsäckers dürften in dieser Beschreibung des Großvaters den Enkel wiedererkennen. Bei aller Liberalität habe Weizsäcker als Regierender Bürgermeister von Berlin oft den „erhobenen Zeigefinger“ gebraucht, erinnert sich Eberhard Diepgen, der in Weizsäckers Regierungszeit Vorsitzender der CDU-Fraktion im Abgeordnetenhaus war.²⁶

Doch die Bedeutung Karl von Weizsäckers für seinen Enkel erschöpfte sich nicht in charakterlichen Eigenschaften, Temperament und Persönlichkeit, die in einer Familie schon einmal eine Generation überspringen können. Auch dass die Familie Karl von Weizsäcker den erblichen Adel verdankte – 1916 erhob König Wilhelm II. ihn in den Freiherrenstand –, spielte für Richard von Weizsäcker keine große Rolle.²⁷ Entscheidend war für ihn das aus der familiären Überlieferung bekannte politische Vorbild seines Großvaters. Als Politiker knüpfte er an Karl von Weizsäckers liberalen Konservatismus an, indem er ihn demokratischen Verhältnissen anpasste. An einige Überzeugungen schloss er sogar nahtlos an.

Wie identitätsstiftend das Wirken seines Großvaters für Richard von Weizsäcker war, machte er deutlich, als ihm die Stadt Stuttgart 1990 die Ehrenbürgerwürde verlieh. In seiner Dankesrede wollte er die Ehre, die ihm zuteilwurde, als Auszeichnung für seine württembergische Familie verstehen, die an „manchen Entwicklungen im Schwabenland“ mitgewirkt habe. Er zählte einige Familienmitglieder auf, näher ging er aber nur auf zwei ein: seinen Onkel mütterlicherseits, den Bildhauer Fritz von Graevenitz, und – weit ausführlicher – auf seinen Großvater väterlicherseits. Weizsäcker würdigte die Schulreform, mit der sein Großvater im Jahr 1901 die Größe der Volksschulklassen von 90 auf 70 Schüler begrenzt hatte. Vor allem aber ging er auf Karl von Weizsäckers Verhältnis zum Reich ein und setzte damit dessen nationale Begeisterung ins rechte, das heißt württembergische Licht.

Sein Großvater, so Weizsäcker, sei „ein ebenso überzeugter wie unverkrampfter Föderalist“ gewesen. Er habe nach dem immer noch richtigen Prinzip gehandelt, dass die Bundesstaaten die Politik der

Zentralregierung kritisch und konstruktiv begleiten, aber nicht verhindern sollten. Dabei habe er stets die „württembergische Kulturhoheit gegen alle Versuche der Gleichmacherei durch Reichsbehörden“ verteidigt.²⁸

Tatsächlich war Karl von Weizsäcker bei aller Begeisterung für die nationale Einheit kein schwärmerischer Bewunderer des preußisch-deutschen Machtstaats. Oft hatte er den Eindruck, dass die Reichsregierung die Bedürfnisse Württembergs nicht angemessen berücksichtigte. Die Bundestaaten sollten aus seiner Sicht stärker in die Außenpolitik des Reiches einbezogen werden. Seit König Wilhelm II. ihn im Dezember 1906 zum Präsidenten des Württembergischen Staatsministeriums, also zum Regierungschef, ernannt hatte, konnte er im Ausschuss des Bundesrats für Auswärtige Angelegenheiten zumindest versuchen, der Stimme Württembergs Gehör zu verschaffen.

Das war alles in allem eine Stimme, die zur Zurückhaltung aufrief. Durchgehend vertrat Weizsäcker den Standpunkt, dass ein großer Krieg in Europa um fast jeden Preis vermieden werden müsse. Gemeinsam mit König Wilhelm II. plädierte er für eine Verständigung mit Großbritannien und damit gegen die deutsche Flottenrüstung. Als der Krieg schließlich doch kam, wurde auch Weizsäcker Opfer des allgemeinen übersteigerten Nationalismus, des Glaubens, dass die deutsche Kultur einen Verteidigungskrieg führe. Von Anfang an war er sich aber auch sicher, dass der Krieg für Deutschland nicht zu gewinnen sei und mit einer Revolution enden werde.

Insofern ist es verständlich, dass Weizsäcker im Verlauf des Krieges für Mäßigung warb, sich gegen Annexionen und vor allem gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg wandte. Nachdem Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg im Juli 1917 zurückgetreten war, erreichte Weizsäcker die Frage, ob er bereit sei, die Leitung der Reichsregierung zu übernehmen. Er lehnte ab, weil er glaubte, angesichts der verzweifelten Lage im Weltkrieg nichts Gutes mehr bewirken zu können. Es war zu spät.²⁹

Karl von Weizsäcker mochte kein Demokrat gewesen sein – für seinen Enkel war der liberalkonservative Politiker zumindest ein

Vorbild an Mäßigung und Vernunft, zwei Eigenschaften, die Richard von Weizsäcker als Inbegriff des Württembergischen darstellte – oder in diesem Fall besser: des Schwäbischen, weil wir uns hier auf dem Gebiet von Mentalität und Kultur bewegen. Solcherlei mentalitätsgeschichtliche Betrachtungen sind schwer zu untermauern, und Richard von Weizsäcker, der kein Historiker war, hatte das gar nicht im Sinn. Ihm ging es um eine nicht auf die Gemeinschaft, sondern auf die eigene Person gerichtete Form der Identitätsstiftung. Diese Absicht scheint auch in seinem Umgang mit einem anderen württembergischen Politiker des Kaiserreichs auf, nämlich Alfred von Kiderlen-Wächter, der ein enger Freund seines Großvaters war.

Kiderlen-Wächter, der ein Jahr vor Karl von Weizsäcker ebenfalls in Stuttgart geboren wurde, suchte in jungen Jahren nach einem Wirkungsfeld außerhalb des ihm zu eng erscheinenden Königreichs Württemberg und fand es in der Reichsaußenpolitik. Wie Weizsäcker nahm er freiwillig am Deutsch-Französischen Krieg teil, studierte Jura, trat dann aber 1877 ins Auswärtige Amt ein, in dessen Dienst er eine Karriere mit Höhen und Tiefen hinter sich brachte, bevor Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg ihn 1910 zum Staatssekretär des Äußeren ernannte.³⁰

Richard von Weizsäcker nannte Kiderlen-Wächter einen der „Vernünftigen im Deutschen Reich vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges“.³¹ Das ist freilich Ansichtssache, zumindest diskutabel und nur mit Einschränkungen zutreffend. In der Tat verfolgte Kiderlen-Wächter gemeinsam mit Bethmann Hollweg das Ziel einer Verständigung mit Großbritannien, was einem Widerspruch gegen die Tirpitz'sche Flottenrüstungspolitik gleichkam. Ziel dieses Ansatzes war es, dem Reich den Weg auf die Weltbühne zu ebnen, indem man die Ansprüche verringerte und für Deutschland eine Rolle als Juniorpartner Großbritanniens akzeptierte.³²

Doch diese vernünftige, weil realistische Berechnung der Kräfte und Möglichkeiten des Reiches hinderte Kiderlen-Wächter nicht daran, selbst Machtpolitik zu treiben und dabei höchste Risiken einzugehen. Selbstbewusst, extrovertiert und den Genüssen des Lebens in jeder Beziehung zugetan, war er das Gegenteil des zurückhaltenden

Karl von Weizsäcker, was sich mitunter auch in seinem praktischen Verständnis von Diplomatie spiegelte. Obwohl er eigentlich ein Kabinettspolitiker alten Stils war, glaubte er die öffentliche Meinung, deren Bewegungskräfte und Energien er nicht verstand, für seine Pläne einspannen, ja lenken zu können. Nationale Empörung war für ihn ein Feuer, von dem er glaubte, dass er es jederzeit entfachen oder löschen könne. Kiderlen-Wächter war zwar nicht auf Krieg aus. Wie sein Freund Weizsäcker wollte er dem Reich den Frieden erhalten. Aber es sollte ein Frieden im Kreis der imperialen Mächte sein. Er glaubte daran, dass sich diese Position durch den Bluff erzwingen lasse und dass dieses fragwürdige Mittel der Diplomatie nur wirksam sei, wenn hinter ihm die Bereitschaft stehe, den angedrohten Krieg tatsächlich zu führen.³³

Mit dieser Neigung zum Vabanque-Spiel handelte er dem Reich während der zweiten Marokkokrise eine schwere diplomatische Niederlage ein. Im Frühjahr 1911 besetzten französische Truppen entgegen der auf der Algericas-Konferenz von 1906 getroffenen Vereinbarungen, welche die Unabhängigkeit Marokkos garantierten, Fes und Rabat. Kiderlen-Wächter wollte diesen Rechtsbruch nutzen, um Frankreich dazu zu veranlassen, Deutschland als Kompensation für Marokko Französisch-Kongo zu überlassen. Dabei bediente er sich aber nicht der einer friedlichen Außenpolitik zur Verfügung stehenden Kanäle, sondern griff zum Mittel der Kanonenbootdiplomatie. Er überredete den zögernden Kaiser zum sogenannten „Panthersprung nach Agadir“.

Am 11. Juli 1911 landete das deutsche Kanonenboot „Panther“ im marokkanischen Agadir mit dem vorgeblichen Auftrag, deutsche Staatsangehörige zu schützen. Das deutsche Auftrumpfen sollte die Franzosen verhandlungsbereit stimmen. Das jedoch misslang, sodass Kiderlen-Wächter, indem er seine eigene Taktik bis zum Äußersten dehnte, mit Krieg drohte. Auch das brachte nicht den gewünschten Erfolg, im Gegenteil: Nun trat Großbritannien auf den Plan. Im Einklang mit Außenminister Sir Edward Grey ließ Schatzkanzler David Lloyd George die Deutschen wissen, dass sein Land im Kriegsfall Frankreich ohne zu zögern zu Hilfe kommen

würde. Wilhelm II. und Bethmann Hollweg verlangten daraufhin von Kiderlen-Wächter, seine Forderungen anzupassen, um mit dem am Frieden interessierten Frankreich eine Übereinkunft zu treffen. Am Ende erhielt Frankreich Marokko, Deutschland aber nur einen kleinen Gebietsanteil von Französisch-Kongo, für den es auf einen Teil Togos verzichten musste. Angesichts der robusten Vorgehensweise Kiderlen-Wächters war das ein recht bescheidener Gewinn; von einem Erfolg konnte man kaum sprechen.³⁴

Nach dieser zweiten Marokkokrise verfolgten Bethmann Hollweg und Kiderlen-Wächter ihr Ziel eines Ausgleichs mit Großbritannien umso entschiedener. Der Schaden, den dieses Fiasko angerichtet hatte – eine weitere Annäherung zwischen London und Paris sowie eine Stärkung der deutschlandfeindlichen Kräfte in der britischen Regierung –, war aber nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Ganz zu schweigen von der Woge des Nationalismus, die nun das Deutsche Reich erfasste und mit welcher der im Grunde gemäßigte Kiderlen-Wächter nicht gerechnet hatte.³⁵

Richard von Weizsäcker hielt es nicht für nötig, diese Episode seinem – zugebenermaßen knappen – Lob für Kiderlen-Wächter gegenüberzustellen, woraus man bei aller Vorsicht schließen kann, dass er gewiss nicht die Vorgehensweise, aber doch das Ziel Kiderlen-Wächters, die Stärkung der Großmachtposition des Reiches, nicht für illegitim hielt. Natürlich konnte er außenpolitischen Abenteuern nichts abgewinnen, schon gar nicht, wenn sie mit einem Auftrumpfen einhergingen, das das gesamte Staatensystem gefährdete. Doch sah er nicht ein, warum man das Deutsche Kaiserreich mit anderen Maßstäben beurteilen sollte als Großbritannien oder Frankreich. Und er erkannte an, dass Kiderlen-Wächter trotz seines hemdsärmeligen Naturells im Prinzip nach Mäßigung, Ausgleich und Vernunft in den internationalen Beziehungen strebte. Auch darin stimmte Richard von Weizsäcker mit seinem Großvater überein, der trotz seines gänzlich anderen Temperaments das Handeln seines Freundes oder doch die dahinterstehenden Ziele in der zweiten Marokkokrise guthieß.³⁶

Kiderlen-Wächter seinerseits warnte seinen Freund vor der Reichspolitik. Er passe dort nicht hin und sei „zu gut für Preußisch-